

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 19.

Donnerstag, den 8. Mai.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Trauter Herd und fremde Woge.

Seenovellen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Glücklicher Bondel! Beneidenswerther Knabe, dem es für die höchste Gunst gilt, die er vom Leben, sein Dasein zu schmücken, erwartet, für eine gestohlene, feurige, zwei Mal durch die Linie passirte Flasche Portwein — (die Firma Millner und Compagnie führte nur gute Weine, und überhaupt war in jener guten alten Zeit noch nicht die Kunst erfunden, auf die die Gegenwart so stolz ist, nemlich Weinkeller zu begründen, in denen Alles von der Heidelbeere bis zum Bleioxyd, vom Blauholz bis zum Kartoffelgeiste zu finden ist, Alles, nur Nichts, was mit der unter himmlischer Sonnengluth göttlich gebornen Rebe irgend eine Gemeinschaft hat), — einen keuschen Kuß von einer kalten Maid einzuhandeln und zu erlangen. Während der überselige Knabe mit seinen deklarirten und defraudirten Kolonialwaaren in der Küche verschwindet, in der

zu dem Prasseln der hochausschlagenden Flamme sich schon jetzt ein wie Glockengeläute tönendes Stoßen und Stampfen in messingene Mörser, ein Klopfen auf Hammelschlegel und Kalbskeulen, auf Rehzimmer und Hirschrücken zu gesellen beginnt, in der kalekutische Hähne, unbewußt wie bald sie ihr mit blauröthen Lappen und purpurfarbigen Warzen so herrlich geschmücktes Haupt, der Guillotine des Küchenbeiles beugen müssen, noch freudigen Muthes kollern und Rad schlagen; wo gewaltige Bewohner salziger und süßer Gewässer in stummen, aber furchtbarem Schmerze unter dem abschuppenden Messer eines unerbittlichen Kochgehilfen sich winden und mit dem Schweife das Bret zerpeitschen, an das kräftige Hände sie fesseln; wo endlich ein markdurchschneidendes Nechzen und Quielen verkündet, daß auch hier dem großen Gözen des raffinirten Gaumenkizels in einer Weise gehuldigt wird, wie sie den Insulanern der Südsee, den Bewohnern der Wälder Australiens wohl kaum bekannt geworden: wo nemlich die kaum gebornen, dem Tode geweihten Spanferkel nicht durch den Schnitt mit dem Schlachtmesser, durch den Schlag mit der Keule in das Reich der Schatten hinabgestoßen werden, sondern wo ihnen durch langsames

Peitschen mit Besenreißern die Seele aus dem Leibe gequält wird, vermuthlich, damit die allmählig hinausfliehende, einige Atome ihrer seelischen Substanz in dem Netze der Zelhaut der kleinen Thiere zurücklasse, und solche in dieser Weise weicher und schwächer werden, damit sie in dem zahnlosen Munde alter Wüstlinge von selbst auf der Zunge zerfließen.

Wir aber treten in das unmittelbar an das Comtoir anstoßende Boudoir und Toilettenzimmer Mijn Heer Millners. Es ist ein mit rothem Damast von der Decke bis zum Estrich ausgeschlagenes Gemach, dessen Fußboden mit weichen Decken von ebenfalls purpurröthlicher Farbe belegt ist. Es scheint, daß dieser holländische Kaufmann, der kühne Speculant, der Alexander der Börse, der verzweifeltste Baissier, der jemals einen kurzfristigen Wechsel über eine halbe Million niederländischer Florins mit nicht bebenden Fingern unterzeichnet, diese Farbe, die Farbe des hoffnungsreichen Morgenrothes, den Purpur, der die Gluth der aufflammenden Sonne nachahmt, darum für die Decoration seines Schlafgemachs gewählt, um das lebensmuthige, den Brand des Selbstvertrauens in die Seele schleudernde Roth, gelegentlich in seine Träume zu weben, die oft genug von mehr als nachtschwarzer, von pechdunkler Natur sein mochten. Die Fenster des Gemachs, drei an der Zahl, — in Holland hat man sehr viele Fenster, weil der aufsteigende Tag oft so fest in den mysteriösen Umschlingungen des Rebel unablässig erzeugenden Meeres ruht, daß er so schwach wird wie eine Jungfer, um sich loszuringen — stiegen von der Diele bis zur Decke und waren an den untern Karreaux ihrer Schieber mit gelber, in gefällige Falten gelegter Gaze verhüllt, um den Blick des erwachenden Speculanten mit der Farbe zu erfreuen, die dem Metalle eigen ist, das das schwere Fundament des luftigen Baues seiner mehr als excentrischen Hoffnungen und Speculation bildete. Die Pfeiler zwischen den Fenstern waren mit Gemälden behängt, die abwechselnd Seestücke der mannichfachsten Composition aus den Meeren des Südens und des Nordens, des Nordpols und der Tropen und einzelne Schiffe darstellten, die in der Vollendung ihres Baues das Höchste erstrebt zu haben schienen, was die holländische Schiffsbaukunst zu jener Zeit erstrebt haben konnte. Da waren Fahrzeuge, zum Beispiel schwer unter Segeln

liegende Schooner, die bestimmt schienen nicht auf dem Meere sondern unter demselben hinzufiegen, und sah, wenn man einen langen Blick auf die zerschäumenden, zerperlenden, in wunderbaren Arabesken sich aufthürmenden Bogen gethan, denen es wehe zu thun schien, daß sie hier auf dem Bilde nicht toben und in Dithyramben hinan zum Himmel wirbeln konnten, wie draußen auf dem ewig aus der Hölle zu den Sternen jauchzenden Meere, da dünkte es, als wenn die See trotz alledem eine elende, in Fesseln ringende Sklavin, als wenn der unter der Segellast gleichsam ächzende Schooner der Herr wäre, der sie zur Botmäßigkeit gezwungen.

Dann folgten auf andern Theilen der Fensterpfeiler Aufrisse, Segmente von Seeschiffen, von dem Einhundert und zwanzig Kanonenschiffe an, das auf dem der Scherf bei Nacht seine Flagge aufzieht bis hinab zu dem Huger der im Segeln als mit der Briefstaube oder auch mit dem Sturmwinde wetteifernd bekannt ist, und wieder hinauf zu dem Auswandererschiffe, das jene wahnfüßigen Menschenhore in seinen mephitisch duffenden, düstern Räumen hegt, die da glauben können, der Mensch sei, wenn er ein Baum wäre, ein versetzbarer Baum, der Mensch könne auf tausende von Meilen von seiner Heimath entfernt leben und gedeihen, ohne daß der fressende Wurm des Heimschmerzes seine Adern durchnagt und Nester in seinen Herzkammern aufbaut, aus denen nicht Würmer, aus denen Schlangen geboren werden, die bald genug mit ihren kalten und doch so heiß umarmenden Ringen die innere Welt des Elenden zu umstricken, der thöricht genug war, dem Ungeheuer den Zutritt zu seinem Busen sorglos zu gewähren. Man sieht, Millner war ein Kaufmann in des Wortes vollendetester Bedeutung; die Welt seiner Ideen umfaßte nicht nur die Speculation, er war nicht minder innig vertraut mit jeglicher Manipulation, die der golddürstige Menschengestalt erfunden, um uns dem scheinbaren Nichts ein werthvolles Etwas zu machen: er war bemüht, auch jenes wunderbare Werkzeug bis ins Innerste kennen zu lernen, das den Ocean durchfurcht und die Theile der so seltsam auseinandergesprengten Continente des bizarren Sternes, den man Erde nennt, mit einander zu verbinden und einen in seinen Naturerzeugnissen dem andern dienstbar zu machen. Wir meinen das Schiff, die Krone

der menschlichen Erfindung, der Triumph der Werke von Menschenhand. Mehrere Reisen, die er als ehemaliger Superfargo der ostindischen Kompagnie nach Java gemacht und auf welchen er auch die den Niederländern zugehörige südamerikanische Kolonie Guiana berührt, hatten ihn auch mit dem Praktischen des Seewesens hinlänglich vertraut gemacht und in mancher bangen Sturmnacht, in der die Ungeheuer der Tiefen bemüht geschienen, auf durcheinander rollenden Säulen von schwarzblauen Krystallen den Himmel zu erklimmen und die seligen Geister hinabzuschleudern in die verworrenen Gründe, hatte er ohne zu beben, und gleichsam grollend am Steuer gestanden und die Worte unverzagten Trostes, die er den Leuten am Steuer, die nicht immer Helden sind, zugerannt, die feste Hand, mit der er selbst in die Speicher des verhängnisvollen Rades gegriffen, hatten oft genug dazu gedient, das Schiff, das reiche Ladung trug, auf seiner Bahn durch alle die, wie von den Launen des Wahnsinns verschlungene Labyrinth unverrückt zu erhalten und sicher dem heimatlichen Porte zuzusteuern, bis er dann nach glorreich abgewetzter Gefahr wieder in seine Kajüte hinabgestiegen, um mit denselben Fingern, die eben den gebietenden Scepter des menschlichen Scharfsinns verworrenen, scheinbar von Wuth und hinterlistiger Bosheit beseelten, rasenden Körpern entgegengehalten, in sein Diarium die Bemerkungen eingetragen, daß eine Kiste Rohzucker Wasser gezogen, daß ein Sack mit Seesalz zerschmolzen und daß der Reifen an einem Fäßchen kostbaren Zimmtöls zu zerspringen drohte. Doch da tritt er selbst in das Gemach, in das eben eine volle Lichtgluth der durch die Wolken siegreich hindurch sich kämpfenden Morgensonne ihre goldenen Grüße sendete und an den rothen Wänden wunderbare Reflexe erzeugt, die einer Reihe an dem Mittelfenster stehender, himmelblauer Hyacinthen zauberhafte Schimmer und Scheine um die wie schöne Jungfrauenaugen leuchtenden, duftigen Blüthenglocken holdselig webt. Es ist ein Mann von kolossalem Körperbau, breitem Brustkorbe und gedrungenem Halse; der Gedanke hat sein göttliches Gepräge auf diese Stirn gedrückt, die von elfenbeinerne Weiße, von majestätisch imponirendem Eindrucke gewesen sein würde, hätte nicht ein merkwürdig ausgebildetes Geslecht von tiefdunkel-

blauen Adern, die so stark waren, daß sie mit jungen Vipern verglichen werden konnten, das Elfenbein durchzogen und dem reinen Anblick, den die Stirn gewährte, ein Etwas beigemischt, bei dem man an fochende innere Gluth, an zehrende Flammen denken und den Mann bemitleiden mußte, der das Herz auf der Stirn trug und dessen Herz so heiß schien wie eben aus dem Krater eines Vulkanes geschmetterte Laven. Der störende Eindruck erhöhte sich, wenn der Blick des Beschauers sich weiter hinabsenkte auf die Augen, die unruhig hin- und herrollend ebenfalls von den Flammen eines inneren Brandes wiederzuleuchten schienen, und deren Gluth durch buschige etwas verbissen hinabgezogene Braunen unheimlich gemildert wurde. Hastig trat der große Mann in das mehr unangenehm grell als behaglich dem Sinne des Gesichts schmeichelnd erleichtete Zimmer. In seiner rechten Hand hielt er ein Zeitungsblatt in dem er eine für seine weitgreifenden Pläne erfreuliche Nachricht gelesen haben mußte, der sein Blick glänzte, während er in seiner Linken eine goldene Kette trug, deren einzelne Glieder schwere erbsenartig geformte Körper darstellten, die er unruhig durch die Finger gleiten ließ. Hinter ihm folgte ein zwerghaftes aufgedunsenes Kerlchen mit dickem Kopfe, aber von so lebhaften Bewegungen, daß man in jedem Augenblicke befürchtete, die schwere Kugel würde dem unruhig tänzelnden und hüpfenden Manne einmal hinabfallen von dem Postamente, das, wenn auch noch so aufgetrieben, doch für diese Last zu schwach schien. Der kleine Mann, dessen wieselhafte Unruhe einen so merkwürdigen Gegensatz zu seiner behaglichen Körperlichkeit bildete, trug eine äußerst elegante mit weißem Puder auf das Innigste gesättigte Zopfperrücke und stellte in seinem zeisiggrünen durchaus nobel und stutzerhaft gearbeiteten Frack mit schneeweißen Unterteilern keine andere wichtige Persönlichkeit war, als die des Nachfolgers des wackern, aber unglücklichen Mannes, dem Leyden sein Leben auf immer verleidet hatte, des Windmühlenflügelmannes Melchior van der Keulen, der so schmäblich und plötzlich trotz seiner langjährigen, treuen Dienste entlassen war, weil Mijn Heer sich nicht für überzeugt halten konnte, daß er im Stande sein werde auch ein weibliches Wesen gehörig zu frisiren und zu pudern. Mit einem Worte der kleine Zeisig war der Ritter

von Brenneisen, der höhere Haarkünstler und ami de la tête Monsieur Edmoud Jasmin, in ganz Bließingen unter dem Namen de fonte Edmund bekannt, natürlich ein kleiner Auswuchs der großen Nation, die damals, wo die einzelnen Völker noch nicht auf eigene Hand verrückt geworden waren, ganz Europa mit derlei ambradustenden auf Puderwolken durch Leben schwebenden abstrusen menschenähnlichen Individuen versorgte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Palais-Royal im siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Kampf zwischen ihm und den Anhängern der Fronde wogte unentschieden hin und her, bis endlich das Volk überzeugt war, daß alle seine auf den Herzog Gaston von Orleans gegründeten Hoffnungen vereitelt seien. Dieser Gaston war ein äußerst liebenswürdiger, gebildeter, kenntnißreicher und beredter, aber ebenso wankelmüthiger und unbeständiger Prinz. Während des ganzen Kampfs der Fronde findet man ihn in alle Intriguen des Hofes, der Prinzen und des Parlaments verwickelt, bald auf der Seite der Königin, bald wieder als den eifrigsten Gegner des Hofes; heute als den innigsten Freund von Condé, morgen als dessen erbittertsten Widersacher. Immer und Alle um die höchste Gewalt beneidend, trachtete er unaufhörlich, sich derselben bemächtigen zu können, hatte dazu aber weder Talent, noch den Muth. Gaston gestiel sich in solcher politischen Altweiberei, und wurde zufolge seines Characters und seines Geschicks niemals mehr, als ein unruhiger Kopf von Stande, ein Aufbeher, ein Entwurf zu politischen Maßregeln. Von allem Schutz hoher und bedeutender Männer verlassen, und erkennend, daß die Regierung des Königs täglich mehr und mehr Gewicht und Oberhand gewann, traten allmählig alle Anhänger der Fronde nach den Belagerungen von Orleans und Stampes und dem Treffen am Thore St. Antoine zu den Fahnen des Königs über. Bei diesem Treffen hatte Mademoi-

selle de Montpensier aus der Bastille auf die königliche Armee schießen lassen und mit dem ersten dieser Kanonenschüsse alle Hoffnung auf ihre Verheirathung mit Ludwig XIV. erschossen. Sobald die Dinge so weit gediehen, bestürmte man den König täglich mit Bittschriften in Versen und in Prosa, um ihn zur Rückkehr in die Residenz Paris zu vermögen. Am 21. October 1652 erfüllte der König den Wunsch seines Volkes, kehrte unter unbeschreiblichem Jubel von St. Germain nach Paris zurück, verließ an demselben Tage seine bisherige Residenz im Palais-Royal und bezog das Louvre.

III.

Henriette Marie von Frankreich, die Tochter Heinrichs VI., war durch ihre Verheirathung mit dem Prinzen von Wales, nachherigem König Carl I., Königin von England geworden. Die politischen und religiösen Stürme auf dieser Insel zwangen die Königin im Jahre 1644, ein Asyl in Frankreich zu suchen. Sie landete zu Brest und begab sich sogleich nach Bourbon, dessen Mineralwasser ihr verordnet war. Mademoiselle de Montpensier erzählt in ihren Memoiren: „Sobald man von ihrer baldigen Ankunft benachrichtigt war, wurde ich der herkömmlichen Etikette gemäß in einer königlichen Carrosse bis Bourg-de-la-Reine ihr entgegengesendet, wo ich sie schon in Gesellschaft von Monsieur fand, der vor mir abgefahren war. Sie war in jedem Betracht in so bedauernswerthem Zustande, daß Jedermann Mitleiden für sie empfinden mußte. Man wies ihr eine Wohnung im Louvre an, wo sie am andern Morgen alle Ehrenbezeugungen einer Königin, welche überdieß eine Tochter von Frankreich war, empfing. Einige Monate hindurch erschien sie in der Equipage einer Königin, mit einem reichen Gefolge von Hofdamen, Ehrendamen, Carrossen, Garden, Lakaien. Dieß Alles nahm jedoch allmählig ab, und bald war ihre äußere Erscheinung und ihre ganze Lebensweise bis zum Unanständigen alles Königlichen entkleidet.“ In der That sah sich diese Königin während der Frondekämpfe so sehr vernachlässigt, daß sie genöthigt wurde, von dem Parlament eine milde Gabe für ihre Subsistenz zu erbitten. Der Cardinal von Rich erzählt im ersten Bande seiner Memoiren: „Fünf oder sechs Tage, bevor der König Paris verließ,

besuchte, ich die Königin von England, und fand sie in dem Zimmer ihrer später Herzogin von Orleans gewordenen Prinzessin Tochter. Sie redete mich so gleich mit den Worten an: „Sie sehen, ich leiste meiner Henriette Gesellschaft; das arme Kind konnte heute noch nicht aufstehen, weil wir nichts zum Einheizen haben.“ Auf meinen Vortrag erhielt die Königin von England von der Regierung 40,000 Livres. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß eine Königin, die Tochter Heinrichs des Großen, nicht einmal ein Reisbüschel aufstreifen konnte, um ihr Zimmer im Louve heizen und aufstehen zu können. Und dieß Alles unmittelbar unter den Augen eines Hofes von Frankreich! Die Beispiele aus der Vergangenheit wirken ohne Vergleich eindringlicher auf die Menschen, als die Beispiele aus ihrem Jahrhundert. Ich weiß in der That nicht, ob das eigene Erlebnis des Consulats jenes Pferdes des Kaisers Caligula uns in gleich großes Erstaunen versetzt hätte, wie dieß die Erzählung davon zu thun pflegt.“

Zudeffen bedrohte die arme Königin noch ein anderes Unglück; Carl I. wurde am 6. Februar 1649 enthauptet. Als sie den tragischen Tod ihres Gemahls erfuhr, überließ sie sich dem Ausbruch der wahrsten Verzweiflung. In einem Augenblick der Ruhe sprach sie jene für Carl I. stets ehrenvollen Worte: „Ich verlor in ihm einen König, einen Gemahl und einen Freund.“ — Nachdem im J. 1652 Ludwig XIV. seine Residenz in das Louvre verlegt und sein Bruder, der Herzog von Anjou, die der Mademoiselle von Montpensier von dem König genommene Wohnung in den Tuileries bezogen hatte, wurde das Palais-Royal der Königin von England zur Wohnung angewiesen. Aber nach dem Tode ihres Gemahls verlebte sie den größten Theil der Zeit in dem Kloster von Chaillot. Sobald ihr Sohn als Carl II. den Thron von England im Jahre 1660 bestiegen hatte, hielt Anna von Oesterreich um die Hand ihrer Tochter Henriette für ihren zweiten Sohn, Philipp von Frankreich, damaligen Herzog von Anjou und nachherigen Herzog von Orleans, an. Der Wunsch der Königin wurde erfüllt und die Vermählung am 31. März 1661 in Gegenwart Ludwigs XIV. und eines glänzenden Hofes in der Capelle des Palais-Royal vollzogen. — Nach dem Plane der Königin Anna

und Mazarins hatte dieselbe Capelle einige Jahre früher Zeugin einer gleich glänzenden Verbindung, nämlich des Prinzen von Wales, nachherigen Königs Carl II., mit Mademoiselle de Montpensier, werden sollen. Aber unglücklicher Weise standen die Hoffnungen und Begriffe von Größe dieser Tochter Gastons in völligem Widerspruche des französischen Ministers. England schmachtete unter der Faust des mächtigen Cromwell; eine wankende Krone konnte keinen Zauberreiz für eine Prinzessin haben, welche in der Hoffnung, Ludwig XIV. zum Gemahl zu erhalten, aufgewachsen war, und damals gerade zwei verwitwete Monarchen auf sehr festen Thronen, Kaiser Ferdinand III. und König Philipp IV. von Spanien, vor Augen hatte. Nichtsdestoweniger ließ sie sich die Guldigungen des Prinzen von Wales sehr gern gefallen. Ihre eigene Erzählung in ihren Memoiren liefert ein so deutliches Bild von ihrem Charakter und ihrer Denkweise, daß wir derselben wohl eine Stelle hier gönnen dürfen. Sie erzählt von einem festlichen Balle in dem Palais-Royal, wobei sie mit dem Prinzen von Wales tanzte und mit Vergnügen sah, wie dieser junge Mann mit seinen schwarzen Haaren und mit seinem braunen Teint zärtlich nach ihr schmachtete; wie sie selbst, von königlichem Glanz umstrahlt, die Blicke aller Welt auf sich zog. Sie fährt fort: „Der Prinz von Wales trieb seine Galanterie so offen, daß die ganze Welt von nichts Anderem mehr sprach. Den ganzen Winter hindurch verlor diese Leidenschaft nichts an ihrer Stärke und schien ihren Höhepunkt bei einem Feste im Palais-Royal am Ende des Winters erreicht zu haben. Dieses Fest bestand aus einer prachtvollen Italienischen Comödie mit Maschinerien und Musik; dieser folgte ein glänzender Ball, wozu die Königin selbst mich schmücken wollte. Drei ganze Tage verwendete man zur Auswahl und Herstellung meines Puzes; meine Robe war ganz mit Diamanten besät und hatte reiche Quasten in Incarnat und Schwarz; ich war beladen mit allen Edelsteinen der Krone und der Königin von England, welche in dieser Zeit noch einige Trümmer ihres Schmuckes besaß. Unmöglich kann man einen hübscheren und prachtvolleren Schmuck, als ich an jenem Tage anhatte, sich denken, und es fehlte nicht an einer Menge von Leuten, welche gelegentlich mir zu sagen wußten, daß meine schöne Taille, mein gu-

tes Aussehen, mein weißer Teint und der Glanz meiner blonden Haare nicht weniger schön seien, als alle auf meiner Person glänzenden Reichthümer. An diesem Tage trug Alles bei, mich auffallend hervorzuheben. Man tanzte auf einem großen, eigens dafür eingerichteten, prachtvoll ausgeschmückten und überaus glänzend beleuchteten Theater; in der Mitte des Hintergrundes stand ein drei Stufen hoher Thron mit einem Thronhimmel, und rings um die Bühne lief eine hohe Bank für die Damen, welche tanzen sollten, und zu ihren Füßen standen die Tänzer; der Platz der Zuschauer bildete ein Amphitheater, dem wir zur Perspective dienten. Da weder der König noch der Prinz sich auf diesen Thron setzen wollten, so saß ich ganz allein darauf und sah zu meinen Füßen diese beiden Prinzen und alle anwesenden Prinzessinnen des Hofes. Ich fühlte mich an diesem Platze weder unbequem, noch im Geringsten verlegen, und Alle, die mir vor dem Valle Schmeicheln gesagt hatten, fanden dazu noch reicheren Stoff am andern Morgen. Alle Welt verfehlte nicht, mir zu sagen, daß ich niemals weniger verlegen erschienen sei, als auf diesem Throne, und daß ich bei meinen Geburtsrechten einmal auf einen Thron gelangt, worauf ich länger als auf diesem Ballthron bleiben könnte, gewiß noch freier und leichter mich zeigen. Während ich auf dem Throne saß und der Prinz von Wales zu meinen Füßen stand, betrachtete ihn mein Herz ebenso von oben herab, wie mein Auge: „ich hatte damals im Sinn, den Kaiser zu heirathen.“

In der That hatte der Ehrgeiz dieser Prinzessin allmählig beinahe sämtliche Kronen von Europa ins Auge gefaßt, abgewogen, ersehnt..... Die Liebe ließ sie zu Lauzun herabsteigen..... Nach der Rückkehr von der Reise nach Fontainebleau richtete sich der seitdem Herzog von Orleans gewordene Monsieur im J. 1661 mit seiner Gemahlin Madame Henriette im Palais-Royal ein. Die Königin von England zog sich in ein Landhaus zu Colombe zurück, wo sie auch am 10. September 1639 starb.

Die Zeit, worin sie das Palais-Royal bewohnt hatte, wurde durch keinen Bau bezeichnet, wovon jetzt noch Spuren übrig wären.

(Schluß folgt.)

Reise-Bibliotheken.

Ein Capriccio von H. Pohl.

An naßkalten Tagen, bei trübem Wetter, in leerem Coupé eine Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Harburg, oder von Hamburg nach Berlin, oder durch andere schöne Gegenden jenes lieben Norddeutschlands, das man die „baltische Ebene“ zu nennen pflegt, machen zu müssen — dieses Vergnügen wird nur durch das noch größere überboten, bei Regenwetter und starkem Wind stromaufwärts im Dampfschiff von Düsseldorf nach Mannheim zu fahren. Man ist dann auf dem Rhein, den man seit Jahren zu sehen wünschte; man hat sich dieses seltene Vergnügen durch mannigfache Opfer an Zeit und Geld erkauft; man hat aber nur wenig Tage Urlaub und wenig Thaler übrig, kann also weder schönes Wetter im Gasthof abwarten, noch den Reiseplan beliebig ändern. Und da sitzt man nun mit nassen Füßen, mit durchweichtem Hut und triefendem Rock in einer zweiten Kajüte, deren Tabaksqualm die Pfälzer Industrie zwar wesentlich fördert, aber wahrlich an keine „Rheinfahrt“ im schwankenden Schiffelein, sondern an eine bairische Bierstube während der Leipziger Messe erinnert. Man darf nicht wagen ein Fenster zu öffnen, um den Rebel mit dem verzweifelten Blick eines Bahnwärters zu durchbohren, der von seinem Nachbar ein Eisenbahnsignal erwartet, und die Stelle zu errathen, wo Rolandsseeck und Stolzenfels, einer dunklen Sage nach, liegen sollen.

Wer in solchen Stunden und Tagen den Humor nicht verliert — der hat keinen zu verlieren. Trifft man solches Wetter auf der See, so findet man das in der Ordnung. Dort erwartet man Sturm und jegliches Ungemach, ist auch auf Alles gefaßt, und hat überdieß durch die Seekrankheit so hinreichende Beschäftigung, daß zu Nichts Anderem Zeit übrig bleibt, nicht einmal zum Grillenfangen. — Aber bei einer „Vergnügungsfahrt“ auf dem Rhein, oder einer „Geschäftsreise“ von Bremen nach Berlin — (eine Vergnügungsreise darf man diese unter allen Umständen nicht nennen, schon des Anstands wegen; denn welche Benennung bliebe dann übrig für eine Reise nach dem Comersee, nach dem Genfersee oder nach Neapel?) — norddeutsches Herbstwetter und gar keine oder, was noch schlimmer ist, schlechte Gesellschaft zu haben: diese Erfahrung gehört zu den trau-

rigsten, die ein, mit richtigem Paß, leidlich gefüllter Geldtasche, guten Cigarren und niemals versagendem Feuerzeug versehener Reisender machen kann.

Nur ein Mittel gab es bisher, um über dieses Ungemach hinwegzukommen. Man mußte verliebt sein! Dieses probate Universalmittel, eine zweite *Revalenta arabica*, hat zwar oft geholfen, aber doch nicht immer und nicht auf zu lange Zeit. Man kann eine gute Weile sich damit trösten, alte Liebesbriefe wieder zu lesen, dann einige lyrische Ergüsse in die Briefftasche (oder in deren Ermangelung auf die Rückseite der Weinkarten und Fahrpläne) zu sammeln; dann endlich die Augen zu schließen, und von der Geliebten zu schwärmen und zu träumen — bis man einschläft. Wenn man aber durch die Schiffsglocke oder die Locomotivpfeife aus seinen Träumen grausam geweckt wird, ist der Zustand nur um so schlimmer. Denn noch einmal alle Liebestadien von vorn zu durchlaufen, das ist denn doch zu Viel verlangt! Was also dann anfangen? Oder wenn man nun gar nicht verliebt ist, oder Grund genug hat nicht daran zu denken, daß man es gewesen ist — was dann?

Lectüre! Ein Buch, ein Buch! Ein Königreich für ein vernünftiges, unterhaltendes, belehrendes, anständig und leicht geschriebenes, bequem zu lesendes, leicht zu handhabendes, solid gebundenes und aufgeschnittenes Buch! — Sind diese Forderungen übertrieben? Gewiß nicht — und doch sind sie seltener erfüllt, als man glaubt. Wie wenige Bücher existiren, die den Anforderungen entsprechen, die man auf Reisen, bei schlechtem Wetter und schlechtem Humor, zu machen pflegt. Will man nicht wie ein deutscher Professor, mit dem Horaz, Virgil oder Homer in der Tasche reisen; oder, wie ein Gymnast mit Schillers sämtlichen Werken; oder, wie ein Engländer mit der bekannten dicken, rotheingebundenen „Encyclopädie“ aller Eisenbahnstationen, Gasthöfe und Kirchen Europas, die man Murrays oder Bädeters Reisehandbuch nennt — dann bleibt, trotz der 10,000 Bände, welche jährlich der deutsche Buchhandel liefert, doch sehr wenig übrig. Denn alle Bücher mit kleinem Druck und großem Umfang, alle nicht gebundenen, sondern nur leicht brochirten und unaufgeschnittenen Bücher, lasse man von vorn herein weg, wenn man nicht neuen Neger haben will. Ent-

weder hat man kein Messer zum Ausschneiden, oder man schneidet beim Stoßen des Wagens in die Druckbogen oder sich in die Finger, oder die Blätter flattern bei jeder Deffnung der Thür im Coupé umher, oder der Wagen ist so sorgsam gefedert, daß man bei dem fortwährenden Stampfen und Stoßen die kleine Schrift nicht lesen kann. — Daß diese Prozeduren den Humor nicht verbessern, ist bekannt.

Was bleibt also übrig? Bibel und Gesangbuch; einige, in allen Buchhandlungen stets vorrätzig gebunden zu findende deutsche Classiker, die man schon auswendig weiß; sämtliche deutsche Lyrik in englischer Leinwand mit Goldschnitt, ein homöopathisches Mittel, um schlechte Laune zu verbessern; oder jene bekannten Reisehandbücher, die so dick und schwer sind, daß man ein Engländer sein muß, um sie, — nebst Rasirzeug, Schreibmappe, Tintenzug, Portefenille, Cigarren-Magazin, Cognac-Flasche, Fernrohr, Skizzenbuch, Geldtasche, Reiseumge, Chales, Plaid, Stock, Regenschirm und noch hundert anderer unaussprechlicher oder unfäßlicher Gegenstände, — in der Hand oder Tasche mit sich herum zu schleppen.

Wie oft habe ich, wie oft haben Hunderte und Tausende vor, mit und nach mir darnach geseufzt, daß sich endlich ein deutscher Buchhändler erbarmen, und für wirkliche Reise-Lectüre sorgen möchte, die eigens für Eisenbahnen und Dampfschiffe geschrieben, gedruckt und gebunden wäre — also nicht für dicke Encyclopädien, dünne Lyrik, breite Romane und hohe Naturbegeisterung — sondern für kleine, handliche Bändchen, die in hinlänglicher Auswahl und Abwechslung vorhanden wären, um unter ihnen nach Bedürfnis, Laune und Reiseroute wählen zu können; nicht etwa theuer, sondern recht billig, damit man sie allenfalls ohne Gewissensbisse im Coupé liegen lassen, oder bei Fußtouren dem Oberkellner oder Führer als nutzbringendes Trinkgeld zu bleibender Erinnerung hinterlassen könnte.

England, Amerika, Frankreich und England hatten schon längst ihre „Railway-books“ ihre „Bibliothèques des voyageurs“ und „des chemins de fer“, und wie die speculativen Unternehmungen alle heißen mögen — jeden Band für einen Schilling oder einen Frank, was freilich in jenen luxuriösen Ländern noch viel weniger sagen will, als bei uns daheim 10 Ngr. Aber giebt der reisende Deutsche

mit Schnellzügen, auf Bahnhöfen mit 10 Minuten Aufenthalt, nicht oft aus Todesverachtung 10 Ngr. für ein kaltes, dreimal gewärmtes, elendes Beefsteak aus Kuhleder, garnirt mit 6 Kartoffeln aus der Alluvial-Periode? Warum sollte er weniger verschwenderisch sein, wenn es gilt, eine geistige Speise zu acquiriren, die ihm das Beefsteak überwinden und verdauen hilft?

Da kam das Jahr 1855 und mit ihm die Pariser Industrie-Ausstellung. Sie muß sehr vortheilhaft auf den Speculationsgeist der deutschen Verleger gewirkt haben, denn sie erleuchtete sie, nun endlich den, freilich durchaus nicht mehr originellen Gedanken zu fassen, auch Deutschland mit Reisebibliotheken zu beglücken. — Es ist schwer zu sagen, welcher Leipziger Buchhändler den Gedanken zuerst faßte. Denn Einer allein thut bei uns freilich niemals. Bringt Einer was Neues aufs Tapet, so erklären sogleich mehrere seiner Collegen, daß sie schon längst daran gedacht, und nur den „günstigsten Zeitpunkt“ abgewartet hätten, der eben in den Moment eintrat, als die Annonce ihres geschätzten Collegen zum ersten Male im „Börsenblatt“ erschien.

Genug, in der Grimmaischen Vorstadt zu Leipzig (die in wenig Jahren die Buchhändler-Vorstadt heißen dürfte) sproßten auf einmal 4 Reisebibliotheken wie Pilze aus der Erde, zwei auf der Quergasse, eine auf der Johannisgasse und eine auf der Windmühlenstraße, alle 4 im genauen Alignement zwischen dem Magdeburger, Dresdner und Bairischen Bahnhöfen, was zu der culturhistorischen Vermuthung führt, daß die „gute Lage“ zwischen zwei Eisenbahnen nicht nur auf Grundstücke und Droschkenkutscher, sondern auch auf Verleger und Buchdrucker, von besonders günstigem Einfluß sein müsse.

Jetzt braucht der Deutsche nun nicht mehr in Sorge zu sein, wie er seine trübsten Stunden und Tage, im leeren und kalten Coupé, in öden Wirthsstuben oder in langweiligen Bahnhof-Restauranten angemessen verbringen solle. Er braucht sich auch nicht mehr zu verliehen, um geduldig ausharren zu können. Er darf nur 10 Silbergrößen auf dem Altar des Gutenberg opfern, um sich dafür nach Gefallen auszusuchen, was sein Herz begehrt.

Will er Novellen, Reiseskizzen, Kriegsgeschichten, meistens in trefflichen Uebersetzungen, so greife er

nach den rothen Eisenbahnbüchern, welche Lorek ihm bietet. Es sind darunter recht gute und empfehlenswerthe, einige sogar von absolutem Werth, die man nicht als bloße „Reise-Lectüre“ behandeln, sondern auch daheim zu guter Stunde mit Interesse und Nutzen lesen soll. — Da ist „Tolla Feraldi“ von Edmond About, ein kleiner italienischer Roman, der in Paris viel Aufsehen machte, und von historischem Interesse ist, indem er auf Memoiren beruht, welche die Familie Doria hat unterdrücken lassen. Gutzkow hat die Erzählung sehr gelobt. Deshalb bedarf es unseres weiteren Lobes nicht mehr. — Da ist „Wolfsarts Ruft“ das letzte Werk des, mit Recht so beliebten Washington Irving; „Benjamin Franklin“ von Mignet, dem bekannten, eleganten, französischen Geschichtsschreiber; „Katie Stewart“, eine sehr ansprechende, englische Geschichte, die Seybt mit Glück nacherzählt; „Sicilianische Novellen und Skizzen“ von Herbst, schon ihrer Seltenheit wegen interessant. — Unter den Originalarbeiten empfehlen wir besonders: „Das neue Paris“ von dem geistreichen Beobachter Wachenhusen und „Leipzig“ von Aug. Diezmann, eine sehr interessante und fleißig ausgeführte Arbeit, der beste „Fremdenführer“, den man wählen kann.

Wenden wir uns jetzt zu Brockhaus' Reisebibliothek, welche durch gelben Einband sich markirt, so treffen wir zwar bis jetzt noch weniger Auswahl — denn Lorek hat schon 20 Bändchen geliefert, Brockhaus erst 8, — aber die Namen der Mitarbeiter ziehen uns mehr an. Und daß Brockhaus nur Originalarbeiten bringt, nimmt sehr vortheilhaft für ihn ein. Er legt auch, was wir ihm als Vorzug annehmen, das Hauptgewicht auf größere Reiserouten. — Levin Schäffing begleitet uns auf einer „Eisenbahnfahrt durch Westphalen“, Ernst Willkomm „Von Berlin nach Hamburg“ mit Seitentour nach Lübeck; Gustav Kühne führt uns durch „Wien“; Gustav v. Berneck (Bernd von Guseck) führt uns über die „Schlachtfelder bei Leipzig“. — Alle vier wetteifern, durch eine Fülle von historischem Stoff, treffenden Anschauungen und geistreichen Bemerkungen uns so liebenswürdig als möglich zu erscheinen. Ihnen schlossen sich in neuerer Zeit noch J. E. Horn mit einem Spaziergang durch „Brüssel“ und R. Hocker mit einer Fahrt durch das „Ro-

selthal von Nancy bis Koblenz“ an. — Andere treffliche Arbeiten sind uns in Aussicht gestellt, u. A.: „Thüringen“ von B. Cotta, „Rügen“ von S. Masius, der „Main“ von Alex. Kaufmann, der „Niederrhein“ und „München“ von Wolfgang Müller, „Prag“ von Gust. Kühne, „Paris“ von S. Orger, „Berlin“ von Ernst Kossak, „von Frankfurt bis Basel“ von Aurelio Buddens.

Auch die Poesie ist auf würdige Weise vertreten. Joseph Rank hat ein „Poetisches Reisealbum“ zusammengestellt, und verspricht für die nächste Zeit einen poetischen Besuch in den „Schillerhäusern.“ Heinrich Pröhle hat kleine reizende „Harzbilder“ aus Sagen und Sittenschilderungen zusammengestellt, die der fleißige Sammler aus eigener Anschauung kennen lernte. — Auch von Berthold Auerbach, Friedrich Bodenstadt, Rudolf Gottschall, Karl Gukow, Julius Hammer, Heinrich König u. A. ist Poetisches zu erwarten. — Man sieht, das Unternehmen ist im größten Maßstabe angelegt, und wird durch die vorzüglichsten Mitarbeiter unterstützt. Das literarisch gebildete Publikum wird sich ihm hoffentlich mit besonderer Vorliebe zuwenden.

Endlich kommt noch J. J. Weber mit einer grünen Reisebibliothek. Sie ist natürlich illustriert und zwar mit sehr feinen und eleganten Holzschnitten. Wie hätte Weber auch seine Bibliothek nicht illustriert können! Diese artistische Beigabe ist ein Vorzug, welcher seine grünen Bücher vor den gelben und rothen auszeichnet. Er brachte bis jetzt: „Paris“ von Constantin; der „Krystallpalast von Sydenham“ von Bettzich Beta; von „Hamburg nach Helgoland“ von Karl Reinhardt; aus dem „Elbthale“ von K. Schram; ein Ausflug nach „Rügen“ von G. Rasch. Ferner zwei Uebersetzungen: „Leute und Berge“ von Ferguson und „die Krim.“ In nächste Aussicht sind uns „Schweizerische Touristenblätter“ gestellt, wovon Proben in der „Illustrierten Zeitung“ standen, die sehr für sich einnahmen, und durch reizende Zeichnungen sich ganz besonders auszeichnen.

Da liegen nun schon 35 rothe, gelbe und grüne Bändchen vor dem Reisepublikum. Eine ganze Bibliothek, welche die Reiselust erwecken könnte, wenn man sie ohnedies nicht schon hätte. Die Saison naht mit dem Frühling; die Bäder öffnen sich, die Hotels

putzen sich, die Museen und Gallerien scheuern sich, die Lohndiener, Groupiers, Führer und Kellner freuen sich, die Geldbeutel leeren sich. — Reise wer reisen kann. Er wendet sein Geld trefflich an, wenn er nur Land und Leute auch wirklich kennen lernt, und Erholung und Anregung, Vergessen und Verschmerzen eintauscht für die Bankzettel, die ihm die Natur und die Menschen doch nie ersetzen können!

Kein Gebildeter möge aber versäumen, vor Beginn seiner Reise unter den geschmackvoll und solid ausgestatteten, handlich geformten und bequem zu lesenden Büchern von Brockhaus, Weber und Lortz eine passende Auswahl der Lectüre zu treffen, um dem Bedürfnis nach Erholung, Erheiterung und Belehrung auf seiner Tour mit so geringem Aufwand, und auf so geistvoll durchgeführte Weise zu entsprechen, wie bis jetzt im deutschen Buchhandel noch nicht geboten wurde.

Nur ein Wunsch bliebe noch zu erfüllen übrig: daß man die Reisebibliotheken nicht blos im Buchhandel, sondern auch auf den Bahnhöfen und Dampfschiffstationen finden möchte! Hier, wo das Verlangen darnach am lautesten und häufigsten ist, sollte dem literarischen Verkehr allen nur möglichen Vorschub geleistet werden. Auf den Leipziger Bahnhöfen z. B. wird jeder Reisende durch Colporteurs geplagt, welche Kladderadatsch, deutsche Allgemeine und Dorfbarbier à tout prix an den Mann zu bringen suchen. Man greift auch oft in der Verzweiflung darnach, weil eben Nichts Besseres da ist, und giebt 2 Groschen für ein Makulaturblatt, in das man auf der nächsten Station eine Buttersemmel wickelt. — Wären die Reisebibliotheken bei denselben Colporteurs zu haben, wie bald würden sie dem gebildeten Publikum zum Bedürfnis werden, wie dankbar würde man für diese Aufmerksamkeit gegen die Verlags-handlungen und Eisenbahndirectionen sein!

Könnte nicht in Leipzig, der Haupt- und Residenzstadt des deutschen Buchhandels, mit dieser Neuerung der Anfang gemacht werden? Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt, Breslau, Köln und andere Centralpunkte deutscher Eisenbahnen würden gewiß bald nachfolgen. Möge der unermüdlige Unternehmungsgeist unserer Zeit hierauf wohl achten! Hier ist ein fruchtbarer, noch unbebauter Boden, der ergiebiger zu werden verspricht, und jedenfalls solidere und

nützlichere Früchte tragen wird, als so mancher Schwindel, der einem Zeitbedürfnis zu entsprechen vorgiebt, jedoch nur zu bald an sich selbst zu Grunde gehen muß.

Masadas Fall.

Erzählende Dichtung.

von

Adolf Stern.

„Die Mauer stürzt, — jetzt schnell zurück!
Ihr Krieger, folgt des Führers Worten! —
Dort klappt der Wall, — des Sturmes Glück
Versuchen morgen die Cohorten!
Heut ruht vom Schweiß des Gefechts, —
Daß Keiner einen Feind noch tödte! —
Die Schilde hoch! Zieht euch nach rechts!
Wir stürmen bei der Morgenröthe!“

Der Feldherr Flavius Silva spricht
Und führte seine Römerschaaren,
Im Glanz des Abendsonnenlichts,
Zum Ort, da sie gelagert waren. —
Seit Wochen schon sein tapfres Heer
Um jenen Felsen ringt und streitet,
Auf dessen Gipfel, stolz und hehr,
Die Burg Masada sich gebreitet.

Wie ragt die Feste stark und steil,
Wie scheint zu spotten jedes Heeres,
In Schluchten Felsenkeil an Keil, —
Und dort die Fluth des todtten Meeres.
Die letzte Burg in Judenhand
Die letzte, die noch unbezwungen, —
Sonst trauert das gelobte Land,
Von Römerkettten fest umschlungen.

Und morgen — morgen fällt auch sie:
Es steigt der Rauch vom Mauerrande, —
Die Menschenhand bezwungen nie,
Die Mauer steht im lichten Brande,
Die Flamme lockert Stein um Stein
Und leckt hinauf zum festen Thurme,
Die Römer schauen freudig drein
Und rüsten eifrig sich zum Sturme.

Sie sind des Siegs sich so bewußt,
Daß sie im Nachher schon sich wiegen:
Der Laumalkelch der vollsten Lust,
Er wird kredenzt nach großen Siegen,
An ihn gedenket der Soldat
Indeß er schärfet Schwert und Speere;
Doch Flavius Silva, der Legat,
Der träumt von des Triumphes Ehre.

Er träumt wie er zum Capitol,
Im Purpur zieht, vom Heer geleitet,
Wie dann in seinen Ketten wohl
Der stolze Cleasar schreitet,
Der in Masadas Burg gebeut,
Der ihm getroßt mit kühnem Wagen,
Der, vor dem Mauerbrand, noch heut
Den Sturm der Römer abgeschlagen.

Der aber, deß der Römer denkt,
Späht, hoch auf eines Thurmes Rande,
Den Nacken und das Haupt gesenkt,
Von seiner Burg hinaus zum Lande:
Wie war es abendstill zumal,
Die letzten Sonnenstrahlen brannten,
Vergoldend hier das Palmenthal,
Und weiter des Gebirges Ranten.

Und wie ihn Cleasar sah,
Den heilig stillen Abendfrieden,
So süß, so lockend und so nah,
Und ihm doch nimmermehr beschieden,
Da zuckt es wild im Angesicht,
Von Kampf und Kummer bleich und hager,
Ein Zornblick seiner Augen bricht
Hernieder auf das Römerlager.

Dann steigt er abwärts — fest den Schritt, —
Und prüft noch einmal jene Stelle,
Wo glüher Schutt allein vertritt
Die stolzen unbezwungenen Wälle,
Hier nützt kein Schwert der Seinen mehr,
Am Morgen wird der Muth nicht retten, —
Wie Flavius Silva denkt auch er
An Rom's Triumph und an die Ketten.

Er krampft die Hand, — er sinnt und spricht,
Er wirft sich in den Staub zu beten,
Er ringt im Schmerz, — da strahlt ihm Licht!
Mit den Geberden des Propheten
Ruft er zur Stelle, unverweilt,
Die sich seit Jahren ihm bewährten,
Die Sieg und Leid mit ihm getheilt,
Die tapfre Schaar der Kampfgefährten.

Sie schließen sich um ihn zum Kreis,
Gar manchen sieht er trübe schauen,
Denn mit den Männern nahen leis,
Die Augen thränenvoll, die Frauen;
Fast wankt selbst Cleasars Muth
Sie alle einem Tod zu weihen,
Doch bleibt er fest, — voll hoher Gluth
Beginnt er also zu den Reichen:

„Ihr Alle, die mein Auge sieht,
Ihr waret meines Schwures Zeugen,
Mich, bis das Leben mir entflieht,
Dem Gott der Väter nur zu beugen,
Ihr spracht den Schwur vereinst mir nach,
Als unser Volk in allen Landen,
Zu enden seiner Knechtschaft Schmach,
Mit altem Muth aufgestanden!“

„Umsonst der Muth, umsonst das Blut,
Umsonst die Jahre, da wir rangen,
Verwandelt ist des Kampfes Gluth
In ädes Trauern, todtes Bangen;
Das Volk Jehovas ist zerstreut,
Zertreten sind des Landes Matten,
Kein Jude lebt, den noch erfreut
Sein Haus und seines Delbaums Schatten!“

„Sie, die der Städte Königin,
Die stolze Zion liegt im Staube,
Der Tempel Gottes sank dahin,
Den Flammen ward sein Gold zum Raube,
Zum Elend wandelt sich die Pracht,
In der wir einst dahin geschritten;
Nie hätt' es Römerhand vollbracht,
Wenn jetzt der Herr mit uns gesritten!“

„Wenn er, der uns des Sieges Stern
Gesandt in Makkabäertagen,
Der Sanherib und Holoferu
Mit seinem starken Arm geschlagen,
Wenn er uns diesen Arm geliehn,
Wir schöpften aus des Sieges Borne, —
Wir aber sritten ohne ihn,
Und sind besiegt von seinem Borne!“

„Es wird mein Wort durch euch bezeugt:
Wir konnten Jahre widerstehen;
Von Noth und Mangel ungebeugt,
Dem Feind ins Antlitz spottend sehen;
Für unbezwingbar galt, wer stand
Hoch auf Masadas Felsenhorde,
Da sendete der Herr den Brand
Und öffnete dem Feind die Pforte:“

„Und nun Gefährten kann uns nur
Der Tod, den wir uns geben, retten, —
Gedenkt an euren Mannesschwur,
Gedenket an die Schmach der Ketten,
Gedenket wie beim Morgenstrahl
In Martern eure Kinder enden,
Wie man euch aufbewahrt zur Qual
Und wie sie eure Frauen schänden!“ —

Dem Allen können wir entgehn,
Wenn wir uns selbst dem Tode weihen,
Wenn wir den Morgen nicht mehr sehn
Und sterben als die letzten Freien; —
Ihr rettet Alles, was ihr liebt,
Mit eures Schwertes guten Streichen,
Der Mann dem Weib, dem Freunde giebt
Im Tod das letzte Liebeszeichen!“

„Nicht enden sollte unser Kampf
Mit einem letzten leisen Wimmern,
Verhallend unter Blut und Dampf
Und unter Zions hohen Trümmern,
Nein, mit gewaltgem Todesschrei
Daf rings die Völker jach erschrecken! —
Sterbt miteinander stolz und frei
Und laßt die Burg in Brand uns stecken!“ —

Er sprach. Wie nach des Blüthes Strahl
Erst folgt ein Augenblick voll Schweigen
Und dann der Donner rollt durchs Thal, —
So sieht er sich die Häupter neigen,
So schweiget der Gefährten Mund, —
Dann reichen Alle sich die Hände,
Mit wildem Ruf, zum Todesbund,
Und fassen Dolsch und Schwert und Brände.

Und der Vernichtung Werk beginnt,
Bald wird die Nacht erhell't von Gluthen, — —
Judeß der Römerfeldherr sinnt,
Und seine Krieger träumend ruhen;
Rasch flieht der Ruhestunden Zahl,
Es ordnet sich das Heer mit Schweigen,
Der Morgen glänzt im weiten Thal,
Als sie Masadas Wall ersteigen.

Da raucht der Schutt, da glüht der Brand,
Doch offen stehen alle Pforten,
Und nirgend finden Widerstand
Der Römer drängende Cohorten,
Es glänzt der Adler ob dem Wall,
Sie stürmen nach des Burghofs Mitte, —
Da schweigt der Siegestimmen Schall,
Und Grausen hemmt der Krieger Schritte:

Es beut sich ihren Blicken dar
Ein Kreis im Hof, von Blut geröthet,
Dort lagert Cleasars Schaar,
Die sich — bei Tausend — selbst getödtet,
Zur Seite loht dem Leichenwall
Ein Scheiterhaufen mit den Schägen; —
Masada fiel — allein sein Fall
Erfüllt die Sieger mit Entsetzen!

Heuiletou.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. * Wie wir in Erfahrung bringen, ist der Versendung der neusten Tragödie Otto Ludwigs „Agnes Bernauer“ an die Bühnen zum nächsten Herbst entgegenzusehen. Man darf ein Werk erwarten, das die durch den „Erbförster“ und die „Makkabäer“ erweckten Hoffnungen thatsächlich rechtfertigt.

* Moriz Horn, der schon früher einiges Dramatische geschrieben, hat in neuerer Zeit in erster Bearbeitung eine Tragödie „Die Waldschmiede“ vollendet. Ein Theil des Stoffes ist der Solitaireschen Novelle „Ein Tag in der Waldschmiede“, entlehnt worden, die Ausführung aber eine ganz selbstständige. Die Tragödie Moriz Horns spielt in der ersten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, wo die durch die Kriegsjahre erzeugte Zügellosigkeit und Gesetßlosigkeit allenthalben noch fühlbar wurde.

** „Clytemnestra“ Tragödie in 5 Akten von Tempelty, einem jungen Dichter aus Berlin, soll das Werk eines bedeutenden Talentes, und zur Aufführung am Wiener Hofburgtheater angenommen sein. In Hannover kam es bereits zur Aufführung.

** Brachvogels „Narcisß“ ist mit Dörings Gastspiel auch auf dem Stadttheater zu Bremen erschienen und hat dort denselben entschiedenen Erfolg gehabt, wie in Berlin. — In Weimar ist das Drama in Vorbereitung.

** Zwei neue einheimische dramatische Stücke beschäftigen gegenwärtig die Presse der norwegischen Hauptstadt, nämlich: „Der Schmaus auf Solhoug“ von Henrik Ibsen, und „Thorarin und Balgerd“ von einem ungenannten Verfasser. An dem ersten wird die schöne Sprache, der lyrische Ton gerühmt, es soll hingegen alles wirklich dramatischen Gepräges ermangeln. Das zweite, dessen Handlung auf dem sagenberühmten Island spielt, verräth glückliche historische und dramatische Auffassung, zeigt aber, daß der Verfasser über sein eigentliches Ziel noch im Unklaren schwebt. Jedenfalls sind aber diese Proben norwegischer Dramatiker interessant.

Epische Dichtung. ** Der französische Poet Barthélemy, der früher (im Verein mit Méry) Napelon I. und dessen Sohn verherrlichte („Napoleon en Egypte, etc.“) hat jetzt eine „Tauride“ verfaßt, ein Heldengedicht über den Feldzug in der Krim. Es zerfällt in 8 Gesänge: Prolog, Landung, Alma, Balaklawa, Inkerman, die Laufgräben, Malakoff, Epilog. — Obwohl der leere Prunk dieser officiellen Poesie nur den Stockfranzosen anmuthen kann, hat sich doch schon die deutsche Uebersetzungswuth zugehängt. In Berlin ist eine deutsche Uebersetzung der „Tauride“ erschienen.

* Otto Roquettes erzählendes Gedicht „Hans Heidekuck“ findet eine sehr günstige Aufnahme im Publikum und freundliche Anerkennung Seitens der Kritik. — Auch die „Niobe“ in „Kunst und Literatur“, und einige Balladen desselben Dichters im deutschen Musenalmanach dieses Jahres sind zu nennen als Beweise, daß Roquette rüstig und unermüdet weiter strebt. — Vielen Beifall rief in Dresden ein von dortigen Künstlern aufgeführter Scherz, „Reinecke Fuchs“, der Roquette zum Verfasser hatte, hervor.

Ein deutschamerikanischer Musen-Almanach.

** Ein deutschamerikanischer Musen-Almanach ist jetzt erschienen. Er wurde unter dem Titel „Dichterwald“ in Detroit (Staat Michigan) von C. Marxhausen herausgegeben. Daß dortige Beurtheiler die von Karl Heinzen gelieferten Beiträge für das Beste der Sammlung erklären, reicht hin, um den Character dieser deutschamerikanischen Musen zu bezeichnen. Die New-Yorker „Criminal-Zeitung“, (welche auch sehr heftig gegen den Nachdruck deutscher Werke in Amerika auftritt) sagte u. A. über diesen „Dichterwald“: „Schließlich wünschen wir recht sehr, daß kein Exemplar dieser Sammlung nach Deutschland geräth: es wäre gar zu schrecklich.“

Musik. * Von dem in Leipzig lebenden jungen Componisten Heinrich Döring, dessen „Drei geistliche Chöre“ (Aachen, Ernst ter Meer) wir bereits angezeigt haben, sollen mehrere neue derartige Werke

theils erscheinen, theils in einigen katholischen Kirchen zur Aufführung gelangen. —

* Johanna Wagner aus Berlin gastirte in den ersten Tagen des Mai im Hoftheater zu Weimar.

** Man beabsichtigt in den letzten Tagen des Mai oder zu Anfang Juni, wie wir schon gemeldet haben, in Magdeburg ein großartiges dreitägiges Musikfest zu veranstalten. Es sind dazu die Damen Rey und Wagner, die Herren Abt, Pitolff, Léonard, Formes, Servais und Schneider eingeladen worden. Am ersten Tag wird unter Abt's Direction, Haydn's „Schöpfung“, am 2. Tag unter Pitolff's Direction die 9. Symphonie von Beethoven und die „Cécilien-Cantate“ von Händel zur Aufführung kommen. Am dritten Tag kommen Ouvertüren von Berlioz, Mendelssohn und Weber und Solo-Vorträge zur Aufführung. — List war zur Direction eines Festtages eingeladen worden, lehnte aber die Einladung ab.

Historische Literatur. ** Der Archivar L. Spach in Strassburg hat in neuester Zeit einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte des Elsaß geliefert, indem er eine, bis jetzt nicht gedruckte Correspondenz des 16. Jahrhunderts, über „Zwei Reisen der unglücklichen Gemahlin Karls IX. Elisabeth von Oesterreich“ veröffentlichte. — Wie alles, was wir der Feder dieses gründlichen Geschichtsforschers verdanken, ist auch dieses Werk im anziehendsten Styl geschrieben, welches nicht nur für das Elsaß und Frankreich, sondern auch für die Nachbarländer von großem Interesse sein wird.

** Zu Helsingborg erscheint gegenwärtig ein in Bezug auf Finnlands historische Vorzeit interessantes und aufklärendes Werk, unter dem Titel: „Finnlands Fornborgar“ (Finnlands Burgen der Vorzeit). Die Herausgeber weisen darauf hin, daß Ueberreste von gegen 100 alten Burgen, wovon die Hälfte vorhistorische, bis jetzt in Finnland, aber größtentheils höchst unvollkommen, bekannt sind. Sie haben auf ihren Gegenstand mehrjährige Forschungen verwendet, lassen ihre Arbeiten in einer Heftenfolge erscheinen, und fordern ihre Landsleute auf, Beschreibungen von alten Befestigungswerken an sie einzusenden.

Vermischtes.

* **Ein neuer Künstlerunterstützungs-Verein.** In Würzburg hat sich ein neuer „Verein zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler“ gebildet, an dessen Spitze der Graf Moriz zu Bentheim-Tecklenburg (der als lyrischer Dichter genannt wurde) und manche andre Notabilitäten Frankens stehen.

Douglas Jerrold. ** Douglas Jerrold, gegenwärtig einer der beliebtesten englischen Humoristen, ist ein gelernter Buchdrucker, und Webers „Freischütz“ war es, der ihn zum Schriftsteller machte. Als er diese Oper zum ersten Male hörte, ergriff sie ihn so gewaltig, daß er in der nämlichen Nacht zur Feder griff, und die Gedanken, die sie in ihm erregt hatte, zu Papier brachte. Den Aufsatz warf er am nächsten Morgen in den Briefkasten der Londoner Zeitung, an der er als Sezer arbeitet. Im Lauf des Tags kommt aus der Redaktion sein Artikel in die Druckerei, mit der Weisung, er müsse noch in die nächste Nummer. Er erhält ein Stück davon zum Sezen, und liest zugleich in der nächsten Nummer eine Aufforderung an den anonymen Verfasser, seine Beiträge fortzusetzen. Nun schriftstellert er des Nachts weiter, während er am Tag seinen Artikel setzt. Sie machen Aufsehen. Bald wünscht der Redacteur, die persönliche Bekanntschaft des Anonymus zu machen. Der Schriftsezer stellt sich ihm vor, und wird sofort als Schriftsteller bei der Zeitung engagirt. Jetzt ist er Hauptmitarbeiter am Londoner „Punch.“

Eine Restituierung. ** Die, seit Napoleon I. erledigte Lehrkanzel für dramatische Literatur, zur Heranbildung von Schauspielern und Sängern am Conservatorium in Paris, ist nach 40 Jahren von Napoleon III. wieder besetzt worden. Die Professur erhielt Samson.

Correspondenz.

Dresden, Ende April.

Seit der 25jährigen Dienstfeier Emil Devrients hat keine Theaterbegebenheit die Theilnahme der hiesigen Kunst-

freunde in so hohem Grade in Anspruch genommen als die Aufführung von Gluck's „Orpheus“ und das in dieser unvergleich schönen Oper erfolgte erste Debüt der Altistin Rosa Delmont (Rosa de Ahna.) Wir gestehen, daß wir diesem Debüt mit nicht geringer Erwartung entgegenzusehen. Es war uns bekannt, daß Fräulein Delmont im Besitze trefflicher Stimmmittel sei und daß sie eine gute Schule durchgemacht habe. Nachdem sie eine Zeitlang den Unterricht des Leipziger Conservatoriums genossen, kam sie hierher unter Ferdinand Sieber's ausschließliche Leitung, ging dann mit diesem nach Berlin, wo sie ihre Ausbildung unter Mantius vollendete und ihre ersten Rollen lernte. Das Theater hatte sie noch nie betreten gehabt, als sie am 24. im „Orpheus“ debütierte. Und dieses Debüt war ein glückliches und vom allgemeinsten Beifall der Kunstkritik sowohl wie des großen Publikums getragenes. Eine Altstimme wie die der Fräulein Delmont, so frisch, kraftvoll und umfangreich, dabei so edel und maßvoll im Tone, so hinreißend und begeisternd in den Momenten der Leidenschaft, so seelenvoll und ergreifend in der Klage — dürfte nicht allzuhäufig gefunden werden. Schien es auch, als ob die Debütantin im Anfang befangen und von Angst behindert sei, so wich dieses Gefühl doch mehr und mehr von ihr und eine schöne, fast möchten wir sagen, antike Einfachheit und plastische Ruhe trat an dessen Stelle, wie denn überhaupt ihr Spiel in der wohlthuendsten Harmonie mit ihrem Gesange stand, fern von aller Affectation, Weichlichkeit oder jener Manierirtheit und Geziertheit, worin Anfänger auf der Bühne so leicht und so oft zu verfallen pflegen. In Summa: das dramatische Talent, welches der Dresdner Hofbühne in Rosa Delmont zugeführt ward, ist ein bedeutendes, und erweckt die größten Hoffnungen für die Zukunft. Möge die jugendliche Künstlerin, die wir hiermit von Herzen beglückwünschen, nicht ermatten, ihre Begabung immer tiefer und sorgfältiger auszubilden und die Erfolge werden nicht fehlen, die jedem wahren Verdienste reifen müssen.

Zum Gelingen des Ganzen trug die treffliche Direction Reißigers, unseres ersten Kapellmeisters, nicht wenig bei, der die ganze Aufführung selbst vorbereitet und einstudirt hatte. Auch Herr Balletmeister Lepitre, dessen unermüdlicher Thätigkeit so mancher überraschende Bühneneffekt zu verdanken ist, hatte die Chöre und Tänze auf das trefflichste einstudirt, so daß der Adel und die Würde die in Gluck's genialer Schöpfung lebt, auch äußerlich gut repräsentirt war. Läßt sich über Einzelnes auch streiten — die ganze Vorstel-

lung war eine außerordentlich gelungene und wird hoffentlich baldigst wiederholt werden.

Zum Schluß noch ein paar Worte über unsern neuesten Gast, Hrn. Usher, Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin. Leider war dasselbe kein lange andauerndes, doch hat es uns eine Woche lang äußerst angenehme und lustige Abende bereitet. Usher besitzt eine außerordentliche Routine für das Fach der Bonvivants und Berliner Charakterrollen, eine Leichtigkeit der Sprache, einen Umfang des Gedächtnisses, die in Erstaunen setzen. Hr. Usher ist ein geborner Dresdner und seinem Spiele hat es trotz des schönen Frühlingswetters, das Alles ins Freie ladet, nicht an Besuchern gefehlt. Sehr ergötzlich stellte er auch den „Holly“ in Feodor Wehl's „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet,“ dar, eine ansprechende Blüthe, mit lebendigem Dialog, die bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal hier über die Bretter ging.

— z.

München, Anfang Mai 1856.

Während bis vor wenigen Monaten unsere Residenz lediglich im ehrendsten Sinne — was Kunst und Literatur anlangt — genannt wurde, haben wir jetzt das Ausgehen des allerneuesten literarischen Scandals von hier aus zu beklagen. Es ist unzweifelhaft, daß Herr Otto von Schorn, der die erste Anregung zur „Fechter von Ravennafrage“ gegeben, nicht geahnt hat, welche Fluth von Journalgezänke mit obligater Lächerlichkeit sich daraus über Deutschland ergießen würde. Und doch muß seine wohlgemeinte Reclame für Herrn Franz Bacherl in Pfaffenhofen als die Quelle all dieses tragikomischen Unheils gelten.

Sie werden, (da Sie der ganzen Fechterangelegenheit bisher mit einer gewissen an sich lebenswerthen Pruderie aus dem Wege gegangen sind) diesen Eingang zu meinen für die „Abend-Zeitung“ zu liefernden Münchener Berichten nicht gerade ersprießlich finden. Aber ich liebe nicht die weitschweifigen Einleitungen und muß, wenn ich mitten in der Gegenwart beginnen will, zuerst die jüngsten aller „brennenden“ Fragen berühren.

Wie unsere Maler und Poeten ein lebendiges Interesse für den Schullehrer von Pfaffenhofen, dies wahre oder vermeinte poetische Genie gefaßt, ist bekannt genug. Sein Portrait ist hier nichts seltenes, und zu verwundern bleibt es, daß nicht schon jetzt die vielberühmten „Cheruskler in Rom“ oder sonstige poetische Werke Bacherl's hier zum Druck gelangt sind. — Soweit wäre, trotz mannichfacher Bedenken, das Interesse in der Ordnung. Ein Theil unseres Publi-

tums ward aber jüngst zu einer Demonstration verleitet, die eben so seltsam als unstatthaft zu nennen ist.

Münchens Hoftheater hat kaum je einen so stürmischen Austritt gesehen, als am verflossenen 15. April bei der Aufführung des „Fechters von Ravenna.“ Schon als man am Nachmittag von allen Anschlagzetteln an den Straßenecken den Namen „Friedrich Halm“ herausgerissen, oder mit Rothstift durchstrichen sah, ließ sich eine Demonstration vermuthen. Das verbreitete Gerücht: der ehrenwerthe Schulmeister von Pfaffenhofen, Deutschlands allerjüngste Berühmtheit, habe eine Einladung erhalten, der Vorstellung beizuwohnen, um mit Aug und Ohr zu prüfen, inwieweit der „Fechter“ von Halm seinen „Cheruskern“ gleiche, hatte ein überaus zahlreiches Publikum angelockt, und das Haus war so voll wie möglich.

In jedem Zwischenakte war allgemeines Bacherl-Suchen; das Parlet und alle Ränge spähten mit Perspektiven jeder Tragweite nach dem Männlein, das in Bezug auf Sensationserregung mit dem Pariser Congreß gar nicht unglücklich concurrirte. Ein Individuum in schwarzem Sammtrock mit umgelegten Kragen, das zwar einen Platz auf der ersten Gallerie einnahm, aber seinem Aussehen nach immerhin ein Schulmeister sein konnte, wurde lange Zeit für den ächten gehalten. Jedoch der wirkliche Bacherl saß seufzend im Dicksicht des zweiten Parterre, und streckte den Hals möglichst hoch, um die Verkörperung jener Ideale zu schauen, die er von Jugend auf mit teutonischer Begeisterung im Busen getragen.

Nachdem die Schlagwörter des „Fechters“ wieder reichlich ihre Schuldigkeit bei dem aufgeregten Publikum gethan, und der Vorhang gefallen war, wurde „Bacherl“ mit einer Einstimmigkeit und einem Donnergepolter gerufen, wie es sicherlich noch keinem deutschen Dichter begegnet ist. Der Schulmeister erschien nicht, aber das Geschrei dauerte fort, und obwohl das Stück längst zu Ende war, befand sich doch noch das ganze Publikum im Hause. Ein Wink zum Fortgehen, den der große Gas Kronleuchter mit bedeutender Reduktion seines Lichteffektes gab, brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor, und die Rufe blieben ebenso consequent, als der Vorhang regungslos. Namentlich vom „Zuchte“ erschollen Vivat- und Perceat-Rufe. Endlich, als man durch völliges Verlöschen der Gaslichter das aufgeregte Publikum zum Rückzug nöthigte, wurde dem „Bacherl“ noch ein wiederholtes donnerndes „Hoch“ zu Theil. — Somit hat München, nach seiner Meinung, volle „literarische Gerechtigkeit“ geübt. An anderen Orten wird man anders darüber denken. —

Daß dies nur allzusehr der Fall, beweist uns eine soeben erschienene Brochure von Dr. Fr. Mayer (nicht zu verwechseln mit unserm Dichter Melchior Meyr) in Nürnberg. Dieselbe betitelt sich „Der Fechter von Ravenna und die jüngsten literarischen Exercien.“ Ganz abgesehen von dem Parteinehmen des Verfassers für Fr. Halm dürfte wohl zu beachten sein, was Mayer mit besonderer Schärfe hervorhebt: die Pietätlosigkeit, die gehässige Hast, mit der man einen Dichternamen zu beschimpfen, zu verdunkeln sucht. Besseres Futter konnte es für die „Literaten“ gar nicht geben, die von ihnen gehaßten und doch gefürchteten productiven Kräfte in den Augen des Publikums traurig herabzusetzen.

Indem ich mich Ihrer Forderung Bacherl möge sein Opus nun endlich veröffentlichen mit voller Uebereinstimmung anschließe, verspreche ich Ihnen, daß ich hiermit das letzte Wort in die Fechteranlegenheiten gesprochen habe.

Wenn ich mich zu den übrigen Kunstangelegenheiten Münchens wende, so werden Sie es billig finden, daß ich im Eingange der beiden wahrhaft königlichen Sönnner gedenke, durch die unsere Residenz und ihr Kunstleben wurden was sie sind. — König Max, der vorzugsweise der Beschützer der jungen deutschen Poesie ist, giebt fortwährend neue Beweise des Interesses für dieselbe. Kürzlich hat auch der geniale Dramatiker Otto Ludwig, einen Jahrgelalt von hier aus, zu Vollendung seiner Tragödie „Agnes Bernauer“ erhalten. —

Unter den hierher berufenen Dichtern herrscht fortwährend künstlerische Regsamkeit, deren Früchte sich in erfreulicher Weise bald zeigen werden. Auswärts freilich fängt man bereits an größere Resultate als die bisher gewonnenen zu begehren. Das ist ein ächter Ausfluß des Zeitgeistes, der keine Entwicklung, kein Werden, kein Reifen gelten lassen will, sondern immer nur geniale Blicke, über Nacht emporgeschossene Wunderblumen zu sehen wünscht.

Fassen wir kurz zusammen, was uns von der Thätigkeit unsrer Dichter bekannt geworden ist. Emanuel Geibel, der sich leider seit dem beklagenswerthen Tode seiner Gattin, in sehr trüber Stimmung befindet, arbeitete zuletzt an seinem längst begonnenen und nun sich mehr und mehr dem Abschluß nähernden Drama aus dem Nibelungenepos. — Hoffentlich wendet er sich auch nicht ganz vom Felde der komischen Muse ab. Denn trotz der Berliner und andern kritischen Kritik bleibt sein „Meister Andrea“ eine Meisterschöpfung, deren einzelne Schwächen überwogen werden durch den vollen, ächt poetischen Gehalt. — Paul Heyse, A. May und Melchior Meyr sind gleichfalls mit neuen

Dramen beschäftigt. Der letztere läßt außerdem seine Erzählungen und eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen. Von allen drei Dichtern hat übrigens unsere Hofbühne im verfloßenen Jahre Werke gebracht, die zuerst hier und unseres Wissens auch nur hier zur Aufführung gelangten: von Paul Heyse „Die Pfälzer in Irland;“ von A. May „Die Gäste von Belle Esperance;“ und von Melchior Meyer „Treue um Treue.“ — Paul Heyse beendete ferner eine neue erzählende Dichtung. — Fr. Bodensiedt arbeitet, neben größern selbstständigen Werken, auch an Uebersetzungen classischer Poesieen des Auslandes.

Bodensiedts „Demetrius“ der mit ziemlichem Beifall hier gegeben wurde, bildete die letzte bedeutende Novität unserer Hofbühne, die fortfährt, den Rang als Kunstinstitut, den sie unter Dingelstedts Leitung erworben, zu behaupten. Man hat den „Demetrius“ Bodensiedts vielfach angegriffen — meist auf Schillers hinterlassenes Bruchstück und Entwurf gestützt. Daß das Werk des neuen Poeten die Vergleichung mit Schillers „Demetrius“ herausfordert, will uns noch gar nicht als ausgemacht erscheinen. Vielleicht gerade um dieser Vergleichung und allen daraus entspringenden Mißdeutungen und Angriffen zu entgehen, hat Bodensiedt seinen eigenen Weg eingeschlagen und Schillers Entwurf nicht benutzt. Wie dem aber auch sei: das dramatische Talent des Dichters von „Ada, die Ledghierin“ ist nun so gut bewiesen,

als sein episches, und in neuen Tragödieen werden die Fortschritte nicht ausbleiben. Die Kritik hat gegenwärtig keine andere Aufgabe, als die Schwingen der unbefangenen Production, die noch gar nicht wieder recht flügge geworden ist, zu kräftigen. Statt dessen aber macht es sich der größte Theil unserer Beurtheiler zur Hauptaufgabe, diese Flügel zu knicken, und, wo dies nicht angehen will, wenigstens — zu rupfen! —

Seit dem neuen Jahre hat München in dem „Abendblatt“ zur „Neuen Münchener Zeitung“ nun auch ein entsprechendes Organ für seine Kunstverhältnisse erhalten. Anfangs verlautete etwas von einer beabsichtigten Uebersiedlung des „Deutschen Museums“ hierher. Das Gerücht verlor sich indeß, und die Begründung des „Abendblattes“ würde vor der Hand eine solche Uebersiedlung unnöthig machen. —

Zum Schlusse noch die (von Ihnen wenigstens noch nicht gebrachte) Notiz, daß eine poetische Berühmtheit, wenn nicht Münchens, so doch Baierns, daß Oscar von Redwig, der jetzt auf seinem Gute in Franken lebt, sein längeres Schweigen zu brechen gedenkt. Redwig wird demnächst eine Tragödie „Thomas Morus“ herausgeben, von der seine Freunde sich und der Welt im Voraus viel versprechen. Warten wir das Erscheinen des Werkes selbst ab!

L.

Anzeigen.

Im Verlag des Unterzeichneten erschien soeben, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Musikalische Leiden.

Schauspiel in einem Aufzuge

von

Jean Richard.

Groß 8. Elegant brochirt. — Preis 15 Ngr. netto.

Das erste dramatische Werk eines, allen Lesern der „Abend-Zeitung“ durch seine ästhetischen, kritischen und poetischen Arbeiten schon seit Jahren rühmlichst bekannten (pseudonymen) Verfassers. — Die Tendenz des Stückes: Die musikalischen Kämpfe der Gegenwart von ihrer ernstern und heiteren Seite poetisch aufzufassen, und in charakteristischen Figuren aus unserem Kunst- und Literaturleben dramatisch zu beleben, muß gegenwärtig von allgemeinem Interesse

sein. — Sofort nach Erscheinen des Werkes haben sich auch sehr geachtete kritische Stimmen auf das anerkenntlichste darüber ausgesprochen. Robert Gieseke spricht sich in der „Novellen-Zeitung“ u. A. folgendermaßen darüber aus: „Ein musikalisches Tendenzstück! „Ein allerliebtestes Genrebild aus dem Vorzimmer eines Concertsaales! „Der Verfasser hat ganz unzweifelhaftes Talent, besonders für die „Komik. Er hätte die Stichworte der Gegenwart auch fortlassen „können, um durch die Darstellung des Kampfes zwischen Neu und „Alt doch allgemein zu interessiren.“ — Das Stück ist in Weimar bereits wiederholt mit vielem Glück aufgeführt, und wird in Leipzig in Scene gesetzt.

Als Einleitung zu Concert-Aufführungen im Theater ist es vorzüglich geeignet, da die Scene vor und während eines Concertes spielt. — Allen Freunden der musikalischen Literatur sei das Werkchen zur Lectüre noch ganz besonders empfohlen.

Leipzig.

Buchhandlung von Heinrich Matthes.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.